
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 291. Bromberg, den 16. Dezember 1936

Ein Mann entlaufen!

Roman von Vera Bern.

Alfred Becker läuft dem Zug entgegen. Sein Blick jagt über die auffliegenden Kupeetüren. Die ersten Reisenden klettern heraus: drei junge Burschen mit Blumen an den Baskenmützen ... eine alte Dame mit einem King Charles auf dem Arm ... ein Ehepaar mit zwei Kindern ... ein alter Herr mit dem Mantel über dem Arm ... eine junge Dame in braunem Reisekostüm, eine braune Strohkappe auf dem Kopf, mit einer Schleierkante, die gerade noch die Nasenspitze deckt.

— — mein Gott, wo bleibt Gerda? ... Gerda?

„Guten Abend, Alfred."

Die junge Dame im eleganten Reisekostüm steht vor ihm, streckt ihm die Hand hin.

„Was denn? ...", stottert Alfred Becker und ist so verblüfft über die ungewohnt modische Silhouette Gerdas, die sie in eine ganz andere Welt rückt, daß er, statt sich wie sonst in sie einzuhängen, nach dem Necessaire greift und höflich sagt:

„Darf ich dir das ... abnehmen ...?"

Dann geht er an ihrer Seite, als sei er dazu bestellt, sie abzuholen! Nicht, als hätte er in wahnsinniger Sehnsucht über vierundzwanzig Stunden diesem Wiedersehn entgegengefiebert.

„Ich steige wohl am besten in deinem Hotel ab", sagt Gerda und versucht gleichzeitig, durch die Geräusche des Bahnhofsgetriebes nach rückwärts zu lauschen, ob sie den vertrauten Schritt heraushört, der ihr ein Gefühl des Schutzes gibt an diesem fremden Ort, mit diesem, ihr jetzt so fremd scheinenden Mann an ihrer Seite.

„Ja, weißt du ...", stottert Becker, „ich ... ich habe mich da in so einem ... ja, Hotel kann man nicht recht sagen ... es ist mehr eine einfache Wirtschaft, einquartiert ... weil ... wegen Römer. Um ihm nicht in die Arme zu laufen ... Ob das was für dich ist, da zu übernachten?"

„Komm nur", sagte sie. „Komm nur."

Sie spürt, daß etwas von ihr ausstrahlt, was sie ihm entrückt, vielleicht noch begehrenswerter macht, aber doch eine unsichtbare Schranke vor ihm aufrichtet, die er nicht zu durchbrechen wagt.

Sie sieht sich um im eingeräucherten Wirtschaftslokal des kleinen Gasthofs, mit seinen Holztischen, an denen geschminkte Mädchen und angetrunkene Arbeiter vor Wein und Schnäpsen sitzen.

„Komm", sagt Becker. „Hier rechts, das Vereinszimmer ... da sind wir ungestört!"

Becker bestellt kaltes Huhn und Rotwein.

Seine sonst farblos-matten Augen sind voll von warmem, dankbarem Leben. Er sagt leise:

„Gerda! ... Daß ich dir wieder gegenübersitze ...! Ich möchte die vergangenen Wochen nicht noch einmal erleben! ... Ich war mehr als einmal dem Selbstmord nahe!"

Der Mann tut Gerda leid. Sie legt ihre Hand auf seinen Arm:

„Ich bin sehr froh, du mußt es mir glauben! Bin sehr glücklich, daß du wieder in Ordnung bist mit allem! Sehr! ... Ich war dir auch nie böse. Es war nur schrecklich peinlich alles ..."

Becker legt seinen Mund auf Gerdas Hand. Sie entzieht sie ihm so sanft wie möglich:

„Aber wie willst du denn nun dein Leben weiter einrichten, Alfred?"

Becker rückt näher zu Gerda heran. Er entrollt ihr seine Zukunftspläne. Er schildert ihr die Möglichkeiten, die Brasilien einem intelligenten Deutschen von seinen Fähigkeiten bietet. Er baut seine künftige Existenz vor ihr auf, mit großen, flammenden Bildern, und wagt es doch nicht, Gerda offenkundig hineinzubeziehen in sein kommendes Leben. Nur einmal sagt er tastend:

„Wenn du dann später auf Europa zurücksehen wirst ..."

„Nicht doch", sagt Gerda, „du weißt ja selbst, daß das mit mir nie sein wird."

Becker widerspricht nicht. Er kennt Gerda, sie sagt manches Mal etwas, was sie nicht denkt ... Wäre sie denn sonst zu ihm gefahren, nach den entsetzlichen Worten, die sie ihm in Berlin gesagt? ... Er muß sie nur behutsam behandeln und schonend ...! So neigt er sich zu ihr, sagt, mit der ruhigen Stimme, die ihr soviel Vertrauen eingeflößt hatte früher:

„Du weißt nicht, was das bedeutet, Gerda, so geliebt zu werden wie du von mir ... das wirft das Leben nicht jedem Menschen in den Schoß ... es gibt viele, Gerda, viele, die mit den ganz kleinen Gefühlchen auskommen müssen, die ihnen wie Brocken hingeworfen werden! ... Und diese armen Menschen müssen diese Gefühlchen dann groß aufbauschen und viel drum 'rum machen ... damit sie Platz einnehmen im Leben und die große Leere ausfüllen!"

Schön spricht er, denkt Gerda. Und sieht an ihm vorbei mit zuckendem Lächeln. Wenn aber die „kleinen Brocken", die von der Empfindung eines anderen abfallen, so viel bedeuten können ... so viel? ... Ja, alles! Alles! ... Und eine Sehnsucht steigt in ihr auf nach Hans Römer, wie sie sie bis zur Stunde noch nie empfunden.

„Ich möchte dich um etwas bitten, Alfred ..."

„Du machst mich glücklich damit, Gerda!"

„Erzähl' mir genau, wie das gewesen ist mit Direktor Römer."

„Er hat mir verziehen, Gerda!"

„Wo hast du ihn gefunden, Alfred? Wie war das?"

Becker lehnt sich zurück, sagt ernst:

„Nein, Kind. Darüber kann ich dir nichts erzählen."

„Es braucht dir nicht peinlich zu sein vor mir, Alfred!"

„Damit hat es nichts mehr zu tun, Gerda. Meine Sache ist erledigt! Aber es ist eine Schuftigkeit, eine neue Schuftigkeit von mir, daß ich noch hier sitze, deinetwegen

noch geblieben bin. Ich hatte mein Ehrenwort gegeben, noch gestern abzureisen!"

„Dein Ehrenwort? . . . Warum, Alfred? Warum?"

„Quäl' mich nicht, Gerda. Ich kann es dir nicht sagen. Der Mann hat sich anständig benommen mir gegenüber!"

„Du weißt also, was ihn fernhält von der Fabrik? Fernhält von den Seinen?"

„Ich weiß es, Gerda."

„Dann wirst du es mir sagen."

„Nein, Kind. Das werde ich nicht. Nicht hier! . . . Wenn wir drüben sind, im neuen Land . . . dann meinetwegen."

Wie eine Anklage schleudert Gerda ihm ins Gesicht:

„Seine Frau ist gestorben! Frau Direktor Römer!"

Ruhig antwortet Becker:

„Ich weiß es, Gerda."

Gerda Manz, völlig hilflos vor dieser unerwarteten Unbeugsamkeit, ist dem Weinen nahe:

„Alfred, das ist meine erste Bitte an dich . . . meine allererste, seit wir uns kennen . . . Alles, was du bisher für mich getan hast, hast du dir selbst zuliebe getan! . . . Aber diesmal . . . Alfred . . ." Flehend ergreift sie seine Hände: „Ich liebe . . . ich verehre die Familie Römer . . . sie schwebt in Todesangst!"

Mißtrauen blickt in Beckers Augen auf:

„Wer ist das jetzt, „Familie" Römer . . .? Die Tochter? Der Sohn —?! Für wen zitterst du?"

Und da Gerda erblaßt:

„Für den jungen Herrn zitterst du — der dich zu Ausfahrten und Diners einladet, ja?! . . . Der dir schönere Geschenke machen kann als ich! Ja?! . . . Der dich aber nur zu einer machen wird, wie sie zu tausenden herumlaufen in der Welt! Zu nichts anderem!!"

Gerda zittert vor Zorn:

„Ich verbiete dir, so zu sprechen! Hans ist ein prachtvoller Mensch."

Das Weinglas zerbricht in Beckers Hand.

„So? . . . „Hans"?! . . . So steht ihr also schon miteinander?!!! So? Er hat dich wohl auch hergeschickt, um mich auszuhorchen, ja? . . . Hat dir die Reise bezahlt, ja? . . . Hat dich eingepuppt, ja? . . . Erwartet wohl heute noch ein Telegramm von dir, ja? . . . „Habe dem Trottel, dem Becker, alle Würmer aus der Nase gezogen", ja? . . . Pfui!! Pfui!!" Er spuckt auf den Boden. Er ist halb von Sinnen: „Mein anständiger, ehrlicher Name war dir nicht gut genug — aber dieser grüne Junge . . ."

Becker weiß wirklich nicht mehr, was er spricht: „anständiger, ehrlicher Name", es kommt ihm über die Lippen, ohne daß er die Lächerlichkeit spürt.

Gerda kann kaum mehr klar denken. Sie hat noch nicht an Hans telephoniert. Wenn er, in plötzlicher Sorge um sie, jetzt hier im Lokal auftauchte . . .? Wenn Becker den Revolver bei sich hat . . .? Wenn er Hans niederschießt?! . . . Sie hört Schritte. Eine Stimme, ist es Hans? . . .

Die Angst um ihn gibt es ihr ein: Sie springt auf, schlägt mit der Faust auf den Tisch und schreit mit gellender, überkippender Stimme:

„Ich verbiete dir, so mit mir zu sprechen!! . . . Jetzt ist Schluß mit uns beiden!! Schluß!! . . . Wir waren beide bei der Vulkan angestellt! Wir haben uns beide über das Verschwinden des Chefs den Mund zerrissen!"

Beckers Zorn ist erstickt durch Gerdas Ausbruch. Er starrt sie an:

„Du sagst — „waren"? . . . Du bist nicht mehr bei Vulkan??"

„Nein", sagt Gerda mit blanker Stimme. „Der junge Römer hat mich kurz nach dem Autoausflug nach Potsdam fristlos entlassen! So! und jetzt geh' ich zur Bahn und warte den nächsten Zug nach Berlin ab!"

Sie zieht ihre Handschuhe an.

„Das wirst du nicht, Gerda!"

„Ich werde es!"

„Und wenn ich dir alles erzähle? . . . Von Direktor Römer? . . ."

„Das interessiert mich nicht mehr."

„Doch, Gerda . . . es muß dich interessieren! . . . Siehst du das Plakat da an der Wand? Vom Cirque d'été . . . siehst du's?"

Gerda blickt nicht hin. Nur nicht zeigen, daß ihr Herz zum Zerspringen klopft!

„Mir ist nicht gut", sagt sie und läßt sich auf den Stuhl fallen und betet in ihrem Innern, daß er weiter spricht.

Becker hält ihr das Weinglas an die Lippen:

„Ist dir besser? Ja? . . . Ist dir besser, Gerda?"

Gerda schlägt die Augen auf.

„Wann geht der nächste Zug nach Berlin?!"

Becker stößt hastig heraus:

„Im Zirkus, denke dir . . . im Zirkus habe ich ihn gefunden! . . . In Villefranche! . . . In diesem Zirkus! Siehst du das Plakat da? . . . ein Mann wie er! . . . Nicht wahr, Gerda . . . du verstehst, daß ich ihn nicht preisgeben wollte?! . . . Es ist doch ungeheuerlich, gerade für ihn!?"

Gerda schließt die Augen, daß Becker nicht den Freudentaumel aus ihnen herausliest! . . .

Becker streichelt ihr Gesicht, ihre Hände:

„Müde bist du, Gerda . . . Müde von der langen Reise . . . und von der Aufregung! Ich bin ein Berserker . . . ich weiß es. Du wirst es mir schon abgewöhnen, Gerda! . . . Jetzt mußt du ins Bett, Kind . . . hübsch in die Baba! . . . Und morgen früh sprechen wir in aller Ruhe . . . in aller Ruhe . . . ob du nochmal nach Berlin zurück willst . . . oder gleich mit mir nach Genua zunächst! . . . Alles, wie du willst . . . wie du willst . . ."

„Ja . . . müde . . .", murmelt Gerda, die zusammenschreckt jedesmal, wenn die Büfettglocke schrillt. Nur allein sein. Erst mal allein sein, alles weitere wird sich finden!

Becker legt den Arm um Gerda und führt sie über die steile Stiege zum ersten Stock hinauf. Eine Petroleumlampe beleuchtet den schmalen Gang, von dem zehn Türen zu den zehn vermietbaren Zimmern führen. Vor den Türschwellen ausgetretene Männerstiefel und hochgestöckelte helle Damenschuhe.

Becker öffnet die Tür zu einem Zimmer, das ihm eben von der Wirtin als noch frei bezeichnet worden war. Die Luft ist dick und muffig. Er stößt das Fenster auf. Er sagt:

„Gute Nacht. Deinen Handkoffer lege ich auf den Stuhl."

Dann steht er auf der Schwelle. Kommt noch einmal zu Gerda zurück:

„Sei nicht böse."

„Sei du nicht böse", sagt Gerda und blickt weg.

Becker sieht noch, wie Gerda mitten im Zimmer am Tisch lehnt, mit hängenden Armen, wie einen Augenblick nur hingestellt. Er fühlt den Blick, mit dem sie ihn umfaßt, als er hinausgeht, und spürt auch, daß keine Feindlichkeit mehr ist in diesem Blick.

„Gute Nacht, Gerda."

„Gute Nacht, Alfred."

So an die zehn Minuten steht Gerda am gleichen Fleck.

Sie hört die Schritte Beckers im Nebenzimmer. Hört Stühle rücken. Hört planschen in der Waschschüssel.

Dann knarrt das Bett.

Dann klopft es an die Wand, ein Gutenachtgruß wohl . . .

Sie klopft zurück.

Dann lauscht sie eine Weile.

Von irgendwo ein Frauenlachen.

Gerda nimmt Hut und Mantel und schleicht aus dem Zimmer. Sie dreht leise den Schlüssel von außen herum und steckt ihn ein. Sie steigt auf den Zehenspitzen die Stiege hinunter. Muß durch die Wirtschaft.

Der Hausdiener hat einen Korb mit Schuhen vor sich ausgeschüttet.

„Bitte, machen Sie die Tür auf", sagt Gerda in dem steifen Französisch aus ihrem Handelsunterricht.

Der Hausdiener ist viel zu müde, um sich zu verwundern. Außerdem kommt es öfter vor, daß Gäste schon nach Stunden das Haus verlassen.

Nun steht Gerda in der schmalen Seitengasse. Ein dünnes Wässerchen gluckert durch den Rinnstein. An der Straßenkreuzung brennt eine Laterne.

Gerda geht bis zur beleuchteten Ecke.

Zwei Arbeiter schlendern pfeifend vorbei. Sie sind angeheitert.

„Ach bitte . . . wo ist das Hotel de la Gare?"

Die Männer lachen. Sie nehmen Gerda in die Mitte, bieten ihr mit vielen Worten eine Zigarette an und führen sie vor das Hotel. Sie drücken auf den Klingelknopf, grüßen und gehen ab mit einem Witzwort.

Niemand öffnet.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Krippenlied zum Weihnachtsoratorium.

In seinen „Schriften für und an meine lieben Deutschen" sagt Ernst Moritz Arndt vom deutschen Christfest, es sei „wahrhaft deutsch: voll Singen und Klingen". Und der gründliche Kenner altdeutschen Volkstums hat recht, denn nach uns erhaltenen Überlieferungen kannte man schon um die Mitte des zwölften Jahrhunderts Krippenspiele, in denen von der Verkündung des Engels, von der Ehrfurcht der Hirten und von ihren Gesprächen in Liedform berichtet wird; das frierende Kindlein in der Krippe, die dem Stern folgenden Dreikönige aus dem Morgenland oder die Geschichte von dem verschlagenen „Herodes" gaben schon damals den einfachen Liedern Abwechslung, zu der der Chor der Hirten noch beitrug.

Im dreizehnten Jahrhundert fanden die Krippenlieder auch Eingang in die Familien der Bürger und Bauern und gewannen an Bedeutung, da sie hier durchsetzt wurden mit ältestem deutschen Volksgut, das die Mutter ihren Kindern vorsang. So wanderten die Lieder, Wort und Weise, von Mund zu Mund, vom Westen zum Osten, vom Süden zum Norden, waren bald in allen Kreisen beliebt und fanden Aufnahme in die ersten „Singe- und Stundenbüchlein"; sie erfuhren auf dem langen und weiten Wege natürlich auch Umänderungen, manche erhielten neue Weisen, andere einen neuen Text, viele wurden vereinfacht und erwiesen sich, zum Beispiel die schlichten Kinderwiegenlieder, in ihrer volksmäßigen Form lebenskräftig bis in unsere Tage, man denke nur an eines der innigsten, das durch die Melodie von Brahms erneuerte

„Joseph, lieber Joseph mein,
Hilf mir wiegen mein Kindelein!"

Sehr schöne Krippenlieder sind uns aus dem vierzehnten Jahrhundert erhalten; sie beginnen vielfach lateinisch oder weisen lateinische Zeilen oder Einschiebsel auf, wie etwa das bekannte „In dulci jubilo":

In dulci jubilo,
nun singet und seid froh!
Unseres Herzens Wonne
Leit in praesepio (Wiege).

Damals blühte — übrigens auch in weltlichen Liedern — die Mischpoesie, denn die lateinische Kirchensprache ließ sich noch nicht so leicht durch die in dieser Zeit wenig angesehene Sprache des Volkes verdrängen; dieser fehlte auch die heute durch das Hochdeutsche gegebene Einheitlichkeit.

Die Krippenspiele wurden beliebter, arteten aber auch manchmal aus, so daß sich manche Städte zu Edikten veranlaßt sahen „gegen die Christabend-Ahlfanzereien"; denn nicht selten wurden zwischen den Liedern Tierstimmen nachgeahmt oder der Hirtenchor durch Lärminstrumente verstärkt.

Um das Jahr 1650 war es in den größeren Städten, so in Nürnberg, Brauch, nach dem Gottesdienst „Freuden- und Trauerspiele" aufzuführen, bei denen Liedereinlagen und Chöre eine Hauptrolle spielten; in Lübeck veranstaltete man um diese Zeit an den letzten Sonntagen vor dem Christfest „Abendmusiken mit der Weihnachshistorie", in denen sämtliche Personen von einem Vortragenden „dargestellt" wurden. Aus diesen Spielen entstand das „Weihnachssingen" der Schüler, das in Nürnberg zuerst aufkam und alljährlich vom Magistrat der Stadt besonders genehmigt werden mußte; so berichtet eine Chronik von dem Rektor der Kirche St. Sebald: „Durch gute Vorstellung hat er es dahin gebracht, daß im Advent die Schüler in Nürnberg bey der Nacht mit ganzen vierstimmigen Chören die Stadt durchsingen und dadurch sich einige Geschenke und Belohnungen erwerben dürfen." In anderen Städten war dieses „Kurrendesingen" ebenfalls durch Ratsverordnungen streng geregelt. Das berühmte Leipziger „Thomasgymnasium" brachte es in manchem Jahr zu Weihnachten bis auf sechs große Kurrendechöre. Aus ihm sowie aus der Dresdener Kreuzschule und den Meißener und Pfortaer Fürstenschulen sind die bedeutendsten Musiker der damaligen Zeit hervorgegangen; hierin liegt die kulturelle Bedeutung des Weihnachtssingens.

Im zweiten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts begann das Oratorium, eine in Italien aufgekommene Kompositionsart, sich in Deutschland einzubürgern. Viel umfassender konnten nun die Geschehnisse der Heiligen Nacht dargestellt werden, textlich und musikalisch; ferner wurden sie durch Einfügung von Begebenheiten aus dem Volksleben lebendiger gestaltet. Heinrich Schütz (1585—1672), einer der frühesten deutschen Tonmeister, schrieb auch das erste deutsche Oratorium, die „Historia von der freuden- und gnadenreichen Geburt Jesu Christi" im Jahre 1664, ein Werk, das zum erstenmal in musikalischer Kleinkunst die Erscheinung des Engels, die eilenden Hirten, den schadenfrohen oder zornigen Herodes und sonstige Einzelheiten mit eigener, packender Schönheit schildert. Diese „Historia", auch kulturhistorisch wertvoll, blieb wie des Komponisten erste deutsche Oper „Daphne" verschollen und wurde erst 1908 von einem deutschen Gelehrten in Upsala durch einen Zufall entdeckt.

Heinrich Schütz, der auch ein Meister im Finden neuer Akkordverbindungen war, fand viele Nachahmer auf dem Gebiete weihnachtlicher Oratorienmusik, aber alle blieben im Schatten vor dem „Weihnachts-Oratorium" Johann Sebastian Bachs. In Sätzen innigster Andacht und in Chören unnennbaren Jubels malt er das heilige Geschehen, die Worte des Engels, der Gesang der Hirten, die wunderweite Sternennacht, findet er neue, überraschende klangliche Wendungen; Einzelheiten, wie die Auffindung des Kindes durch die Hirten, die Ankunft der Weisen oder die Nachstellungen des Herodes, zeichnet er durch Melodien von deutscher Eindringlichkeit aus. Und wo in diesem Werk, das eigentlich ein köstlicher Kranz von herrlichen Kantaten ist, die Worte ertönen „Und Friede auf Erden", da spricht eines deutschen Meisters erschütterte Seele ihr Bekenntnis zu ihrem Gott und zu ihrem Volk!

Hans Walther.

Andrew weiß es durch Liebe.

Erzählung von Maria Stein.

Viele weiße Wolken segeln in der blauen Luft, und mitten zwischen ihnen, ab und zu dazwischen verschwindend, fliegt ein eiserner Vogel mit stumpfen, kurzen Flügeln. Jetzt stößt er herunter und zieht eine Schleife über einem verlassenen, fast gänzlich zerstörten Dorf; hier ist die russisch-polnische Grenze.

Der Schatten des Flugzeugs huscht über die Ruinen, spiegelt sich in einem schmutzigen Tümpel. An diesem Tümpel sitzt ein hellblaues Etwas. Das blaue Pünktchen bewegt sich, ein Kindergesicht starrt in den Himmel, zwei kleine Arme strecken sich in die Höhe, und die hellen Töne eines dünnen Stimmchens flattern in die Luft.

Vom Flugzeug aus hat man den blauen Punkt gesehen, es kreist tiefer und tiefer, zuletzt rollt es auf die Erde. Ein grauer Mann steigt heraus und geht auf das Kind zu. Er sieht kopfschüttelnd auf es herunter, und das kleine Gesicht starrt zu ihm auf. Nirgends ist sonst ein Mensch, nur einige Tote liegen da und dort. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß zwischen den Bewohnern des Dorfes und den zurückgehenden russischen Truppen ein Kampf stattgefunden hatte.

Der Flieger steht vor dem Buben, er sieht ihm freundlich in das schmutzige, aber aufgeweckte Kindergesicht. „Ich werde dich Paul nennen, und ich nehme dich mit, denn sonst gehst du ja hier vor die Hunde!" Er kramt in einer Tasche und holt ein Stück Blockschokolade heraus. Der Junge ißt hastig, dann nimmt er die hingehaltene Hand des Fliegers und geht mit ihm. Vertrauensvoll sieht er auf den bärtigen Mann, der ihm nun nicht mehr fremd ist, seit er zu essen bekam. Er sagt etwas. Der Mann versteht mühsam einige Worte der unbeholfenen Kindersprache: Der Vater sei tot, die Mutter und viele Menschen seien mitgenommen worden von den Soldaten. Er habe sich versteckt und dann viel Hunger gehabt.

Fünf oder sechs Jahre mag der Junge alt sein. Der Flieger wickelt ihn in eine unförmige Jacke, die er aus einem zerschossenen Hause mitnahm, und hebt ihn in das Flugzeug, dort bindet er ihn fest. „Jetzt sind wir auf Gedeih und Verderb miteinander verkettet", sagt er.

Noch einmal sieht der Junge sein Heimatdorf aus der Luft, es ist das letztemal.

Paul und sein Pflegevater verstehen sich sehr gut, sie radebrechen deutsch und russisch miteinander. Auch des Fliegers Kameraden haben den munteren Buben bald in ihre Herzen geschlossen. Die Heimat versinkt mehr und mehr ins Vergessen. Es geht schnell, denn die Zeit ist ja so aufregend.

Nur eins ist, was Paul nicht vergessen darf, was ihm wert und heilig sein soll durch sein ganzes Leben, das ist das Andenken an seine Mutter. „Vera heißt meine Mamuschka", hat er dem Pflegevater auf dessen Frage geantwortet.

„Jeden Abend, bevor du schlafen gehst, mußt du den lieben Gott bitten, daß er deine Mutter in Schutz nimmt, denn sie ist in einem großen ganz fremden Land! Wenn du das tust, wird er ihr helfen", sagt der ihm.

Und Paul tut so. Er fragt viel nach seiner Mamuschka, und der Flieger erzählt ihm dann von dieser Mutter, die er nie gesehen hat. Einmal sagt der Junge: „Die Mamuschka ist doch so weit fort, sag, woher weißt du denn das alles? Vom lieben Gott?"

Der Soldat, dem bei der Frage zuerst das Herz zu schlagen anfängt, sieht den Burschen groß und liebevoll an. „Ja", sagt er dann, „das weiß ich vom lieben Gott. Wenn die Menschen weit weg voneinander sind, dann bringt er die Grüße."

„Weil er fliegen kann", sagt der Bub, viel schneller fliegen kann als du!"

*

Zwei schwere Kriegsjahre vergehen. Noch ganz zuletzt gerät der Flieger in Gefangenschaft. Seine Kameraden hören nichts mehr von ihm. Einer, sein Freund, der weiß, wie der Verschollene an dem Kind hing, nimmt sich des Jungen an, nimmt ihn, wie Frieden ist, mit nach Deutschland und behält ihn bei sich.

Paul glaubt heftig daran, daß sein Ziehvater wieder zurückkommt. Paul hat nun zwei Menschen, an die er jeden Abend beim Beten denkt.

Weitere zwei Jahre vergehen. Es ist eine harte Zeit. In Rußland tobt der Umsturz unaufhörlich; viele Tausende deutsche Kriegsgefangene sitzen dort noch fest, verloren in der Weite des asiatischen Landes. Ab und zu gelangen einige von ihnen durch abenteuerliche Flucht oder durch Hilfe des Roten Kreuzes in die Heimat. Aber viele andere sind verkommen und verschollen, viele haben sich in ihr Schicksal, die Heimat nicht wieder zu sehen, ergeben.

In jenem Land, ganz fern im Osten, steht ein Mann an der Tür eines Holzhauses und sieht über die Ebene in die Ferne. Es ist ein deutscher Kriegsgefangener, es ist der Ziehvater Pauls. In wenigen Tagen ist sein Leben hier zu Ende, dann wird er heimlich sich auf die Rückwanderung begeben. Bis zu einem ganz bestimmten Ort muß er gelangen. Es ist weit, aber dort ist Rotes Kreuz, dort wird er Hilfe bekommen! Er sieht in der Richtung seiner Heimat über das weite, flache Land. Sein Blick verliert sich, läuft einem dünnen roten Faden nach — seinem Schicksalsfaden. So viel Knoten hat dieser Faden und so viel Krümmungen! Aber durch die Jahre, durch tausend Meilen fremdes Land, durch tausend Tage, in denen Hunger und Totschlag herrschten, hat er ihn geleitet bis hier zu einem Ziel, das auf ihn wartete. Und dieses Ziel war ein Mensch unter Millionen Menschen, war eine Frau unter vielen, eine Verbannte aus dem europäischen Rußland. Bei einem Bauern, dem er zur Arbeit zugeteilt war, trafen sie sich.

Sie war noch jung, aber elend. Ihr Gesicht hatte die Frische verloren, die junge Menschen hübsch macht, aber es war nicht hart geworden in all der Not, wie bei so vielen ihrer Leidensgenossen, denn sie hatte ein starkes Gottvertrauen. Zuletzt war sie bei guten Menschen untergekommen, denselben, zu denen später er auch kam. Sie hatte alles verloren, was ein Mensch verlieren kann: Mann und Kind, Hab und Gut. Sie trug schwer an ihrer Einsamkeit, bis der Flieger in ihrem stillen Dasein auftauchte.

Die Frau hieß Vera. Eines Tages sagte der Gefangene zu ihr: „Dein Name erinnert mich an einen Menschen, den ich nicht kenne, es ist die Mutter meines Pflegesohnes Paul. Ich habe ihn in einem zerschossenen Dorf aufgelesen, dessen Einwohner verschleppt waren, meine Kameraden werden nun wohl für ihn sorgen." Er erzählt weiter von dem Kind. Daß es ein blaues Jäckchen mit weißem Kaninchenfell angehabt hätte, daß er durch diese hellen Farben den Jungen entdeckt hätte aus der Luft.

Doch dann hatte er aufhören müssen zu sprechen, denn die Frau war ganz bleich geworden, und er hatte sie halten müssen, so elend war ihr. Dann hatte sie gesagt, das wäre ihr Dorf und der Junge ihr Kind. Da war es dann lange still zwischen ihnen beiden gewesen, nachher hatten sie sich an den Händen gehalten. Eine starke Liebe wuchs zwischen beiden auf, und sie hob sie über alles Elend hinaus und über sich selbst.

„Hier findet das menschliche Denken nicht weiter", hat der Mann zu der Frau gesagt, „ich weiß nur, daß ich des Jungen wegen dich treffen mußte!"

„Ja", hatte Vera geantwortet, „du mußt wieder zurück, denn bald zwei Jahre hast du ihm nichts von seiner Mamuschka erzählt, es wird Zeit!"

Kleine Wahrheiten.

Von Artur Brausewetter.

Sei selbstlos, aber nie so selbstlos, daß die Selbstsucht deiner Gegner aus deiner Selbstlosigkeit Kapital schlägt.

*

Güte, meint Michelangelo, ist die höchste Vollkommenheit, zu der der Mensch es bringen kann. Dann ist die Gutmütigkeit höchste Unvollkommenheit.

*

So lange es dir irgend möglich ist, behalte deine letzte Karte in der Hand!

*

Es gibt keine stärkere Waffe als ein gutes Gewissen. Denn der Mensch ist so stark, wie er gut ist.

*

In jedem Kampf kommt es auf den Kampf nur an. Der Sieg ist eine Sache für sich.

*

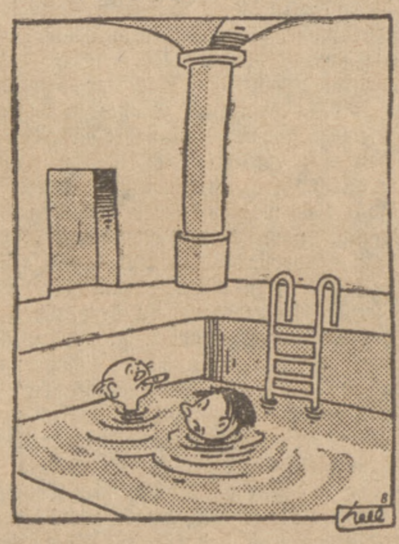
Pflicht kann auch dem Kleinen eignen. Das Zeichen des Großen ist die Kraft.

*

Wenn einmal alle Probleme gelöst sein werden — eins wird bleiben: der Mensch.



Komische Frage im Schwimmbad.



„Haben Sie vielleicht ein Zündholz bei sich, Herr Nachbar?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg